

«Die Wahrheit gibt es nicht. Es gibt nur verschiedene Narrative.»

IM GESPRÄCH Bis in die 1970er-Jahre versuchte die Schweiz, Fahrende mit Gewalt zu assimilieren. Michael Herzig von der ZHAW Soziale Arbeit schrieb mit dem Buch «Landstrassenkind» gegen das Vergessen dieser bis heute nicht komplett aufgearbeiteten Geschichte an. Herzig kritisiert, dass bis heute niemand von den Verantwortlichen Verantwortung für sein Tun übernehmen musste.

ZESO: Herr Herzig, Sie haben ein Buch über die Geschichte der Kinder der Landstrasse geschrieben. Wie war es für Sie, mit Christian Mehr und seiner Mutter Mariella Mehr dieses Buch zu schreiben?

Michael Herzig: Das war ein langer Prozess. Am Anfang wusste ich nicht, worauf ich mich da eingelassen habe. Die Idee entstand, weil es eine Freundschaft zwischen Christian Mehr und mir gibt.

Sie haben Mehr zufällig kennengelernt.

Ja, ich lernte ihn über die Musik kennen. Erst später erfuhr ich, dass Mariella Mehr seine Mutter ist. Sie war mir ein Begriff, ich hatte ihre Bücher gelesen. Und erst mit der Zeit entdeckte ich, was in der Geschichte der beiden steckte.

Christian Mehr ist ein typisches Opfer der Zwangsmassnahmen gegen Fahrende und andere Minderheiten.

Ja, er hat den Rassismus, den Antiziganismus am eigenen Leib erlebt, die Zwangspsychiatrie und die fürsorglichen Zwangsmassnahmen. In den 1970er-Jahren hätte mit dem Ende des sogenannten Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse die Gewalt eigentlich enden sollen. Für Christian ging sie im Jugendheim trotzdem weiter. Und dann, als er endlich aus den Institutionen herauskam, rutschte er in die offene Drogenszene und war 20 Jahre lang drogenabhängig, also die ganzen wilden 1980er- und 1990er-Jahre.

Ist Ihr Buch ein Drama oder zeitgeschichtliche Realität?

Zunächst wollte ich seine Geschichte fiktionalisieren, weil mir Christian vorkam, wie eine lebende Romanfigur. Ich merkte dann,

dass ich eigentlich gar nichts erfinden musste, die Geschichte war schon da. Er durchlebte so viele schreckliche Dinge, fiel immer wieder um und stand immer wieder auf. Er musste so viel einstecken, auch Krankheiten. Und dennoch gab er einfach nicht auf. Irgendwie war er für mich eine klassische Heldenfigur in einem Schelmenroman; ein Mensch, der durch die Zeitgeschichte stolpert, immer wieder Opfer wird und immer wieder aufsteht. So nahm ich ihn wahr. Aber dann merkte ich mit der Zeit – und das ist eigentlich meine grosse Erkenntnis aus der Arbeit an dem Buch: Die Wahrheit gibt es nicht. Es gibt nur verschiedene Narrative und verschiedene Erlebnisse, die unterschiedliche Spuren hinterlassen.

Können Sie das noch genauer beschreiben?

Nach dem Romanprojekt wollte ich etwas Journalistisch-Dokumentarisches schreiben, doch ich fand einfach nicht heraus, wie es wirklich war. Christian erzählte seine und Mariella ihre Geschichte – und diese widersprachen sich teilweise.

Und die historischen Akten brachten auch keine Wahrheit zutage?

Ja natürlich gibt es Akten. Die sollten objektiv sein, würde man meinen. Sie sind es aber nicht. Sie sind zum Teil offen rassistisch, sozialhygienisch eingefärbt und äusserst manipulativ.

Das heisst, dass einzelne Episoden aus Christians Geschichte nicht stimmen?

Das ist eben die Frage. Wenn er glaubt, dass er es erlebt hat, muss ich dann versuchen herauszufinden, ob das wirklich so ist? Mariella beispielsweise erzählte, dass sie im Gefängnis zwangssterilisiert worden sei.

Das fand ich nicht in den Akten. Zwar wurde sie operiert, aber die Sozialarbeiterin schrieb natürlich nicht «Wir machen jetzt eine Zwangssterilisation». Tatsache ist, dass einige jüdische Frauen unter anderem ohne ihr Wissen oder gegen ihren Willen sterilisiert wurden, das ist historisch gut abgesichert. Auch Mariella hat mit Sicherheit Schlimmes erlebt. Soll ich nun in ihrer Biografie herumstochern und darüber urteilen, ob diese Erlebnisse schrecklich genug waren, um ihr Trauma zu rechtfertigen? Das wäre eine wahnsinnige Anmassung. Wir alle reden uns nämlich unsere Biografie zu recht. Aber nicht alle werden gleich streng beurteilt. Wenn ein ehemaliger Topbanker seine Rolle bei der Credit Swiss aus dem Lebenslauf entfernt, gibt das vielleicht hässliche Kommentare in den Medien. Wenn geflüchteten Menschen Unstimmigkeiten in ihrem Lebenslauf nachgewiesen werden, schicken wir sie in den Krieg nach Syrien zurück oder zu den Taliban nach Afghanistan.

Die Zwangsmassnahmen wurden historisch bereits aufgearbeitet. Was wollten Sie als Dozent der Sozialen Arbeit mit der Aufarbeitung der Geschichte der Mehrs?

Wenn ich überhaupt einen Plan hatte, dann wollte ich noch einmal aufzeigen, welches Unrecht da geschehen ist. Was ich aber durch diese Arbeit wirklich gelernt habe, ist, was Traumatisierungen mit Menschen machen. Menschen haben nur eine Biografie, und mit der müssen sie leben. Menschen, die Schlimmes erlebt haben, müssen dieses Erlebnis bewältigen, wenn sie weiterleben wollen. Sie müssen ihren Selbstwert irgendwie behalten, sich selbst akzeptieren können. Das schaffen sie zum Teil nur mithilfe von Medikamenten, mit Drogen oder

«Das Beschämende ist, dass die Krankenkasse in seinem Fall immer noch versucht, möglichst wenig zu bezahlen.»

Alkohol. Und manchmal hilft ihnen eben auch, ihre Narrative zu verändern, Dinge wegzulassen oder schönzufärben oder sie einfach anders zu erzählen, damit sie erträglich werden.

Sie haben auch mal gesagt, dass sie herausfinden wollten, wie der Unterdrückungsapparat funktioniert. Haben Sie das für sich herausgefunden?

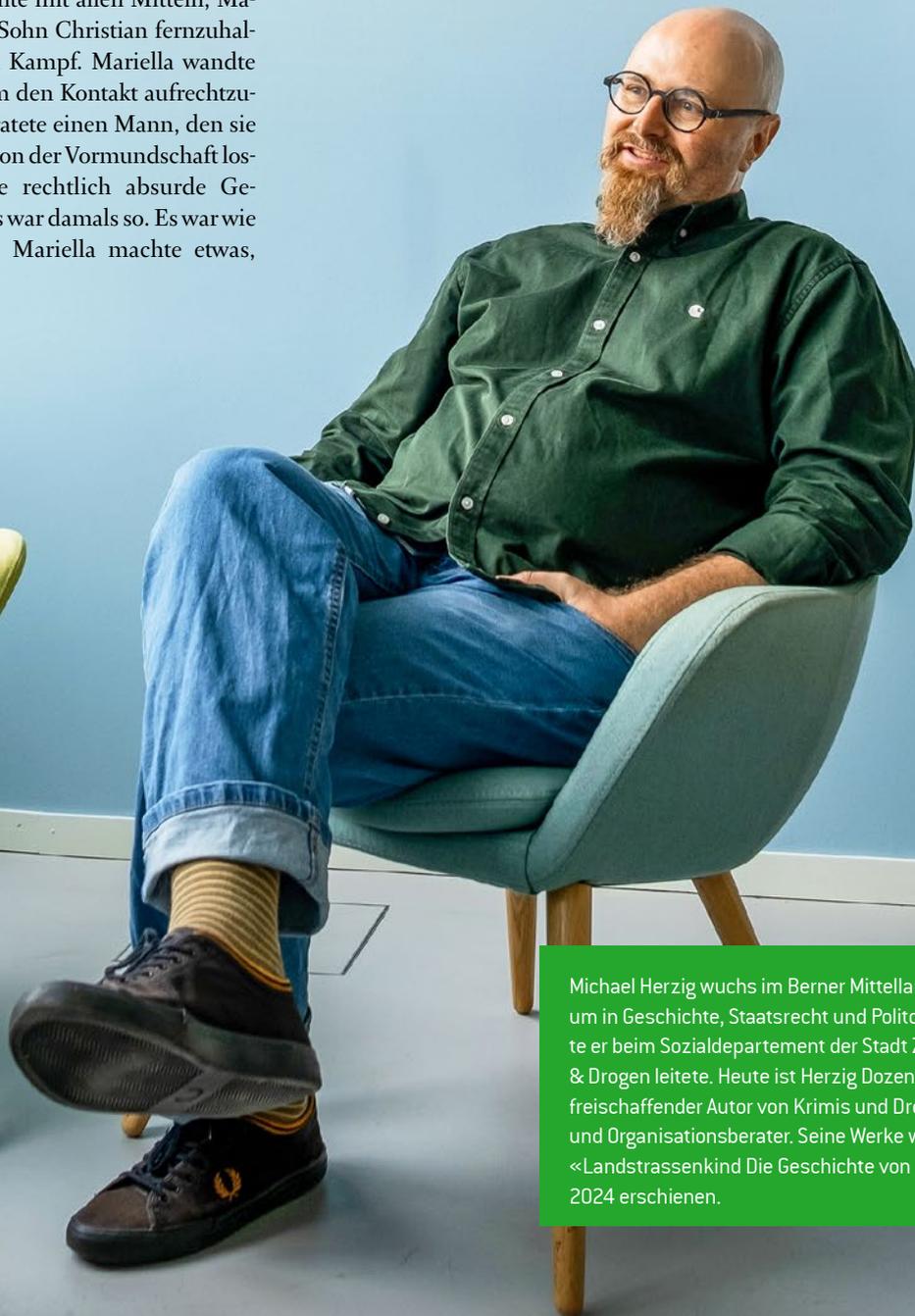
Ja. Ich fand vieles in den Akten. Die Sozialarbeiterin versuchte mit allen Mitteln, Mariella von ihrem Sohn Christian fernzuhalten. Das war ein Kampf. Mariella wandte alle Tricks an, um den Kontakt aufrechtzuerhalten. Sie heiratete einen Mann, den sie nicht liebte, um von der Vormundschaft loszukommen, eine rechtlich absurde Geschichte, aber das war damals so. Es war wie ein Schachspiel. Mariella machte etwas,

dann reagierte die Sozialarbeiterin darauf und machte ihre Züge, schrieb Briefe, schaltete die Polizei ein, die Vormundschaftsbehörde. Man sieht hier, wie Macht wirklich ausgeübt wurde, sehr stark durch manipulative Informationen, Lügen oder das Verschweigen von Tatsachen. Beispielsweise, dass der Vater auch Geld für Christian gezahlt hatte.

Das klingt alles furchtbar. Man kann sich nicht vorstellen, wie das geschehen konnte.

Naja, das ist die Wirkung von Ideologien. Die Beteiligten waren überzeugt, das Richtige zu tun. Auch die Sozialarbeiterin bildete sich wohl ein zu helfen. Aus ihrer Sicht war es eine Hilfe, wenn man ein Kind entwurzelte, weil die Wurzeln nach ihrer Auffassung faul waren. Was sie damit angerichtet hat, verstand sie nicht. Oder sie wollte es nicht wahrhaben. Vielleicht nahm sie es auch bewusst als Kollateralschaden im Kampf gegen Armutsbetroffene in Kauf.

Nicht die Sozialarbeitenden waren diejenigen, die die Zwangsmassnahmen beschlossen haben.



Michael Herzig wuchs im Berner Mittelland auf. Er absolvierte ein Studium in Geschichte, Staatsrecht und Politologie. Von 1998 bis 2014 arbeitete er beim Sozialdepartement der Stadt Zürich, wo er den Bereich Sucht & Drogen leitete. Heute ist Herzig Dozent für Soziale Arbeit an der ZHAW, freischaffender Autor von Krimis und Drehbüchern [«Der Bestatter»] und Organisationsberater. Seine Werke wurden mehrfach ausgezeichnet. «Landstrassenkind Die Geschichte von Christian und Mariella Mehr» ist 2024 erschienen.



«Der Staat bewahrt die Täter und Täterinnen davor, Verantwortung für ihre Taten zu übernehmen.»



Es war selten klar, wer welche Entscheidung fällte. Das wurde bewusst verschleiert. Es war ein undurchsichtiges System. Am Schluss war niemand verantwortlich. All das ereignete sich in einem demokratischen Rechtsstaat. Für die Betroffenen hat es sich aber angefühlt wie eine Diktatur. Sie waren absolut machtlos.

Und die Verantwortlichen wurden nie strafrechtlich belangt.

Ja, es wurde niemand bestraft. Pro Juventute gibt es heute noch. Sie musste nicht einmal den Namen ändern. Das finde ich absolut unverständlich. Der Staat bewahrt die Täter und Täterinnen davor, Verantwortung für ihre Taten zu übernehmen. Einerseits die Institutionen, andererseits die Menschen. Beispielsweise werden in den Akten die Namen geschwärzt. So kann niemand beschuldigt und verurteilt werden. Das ist der eigentliche Skandal. Ich hatte

Akten, die Mariella von Pro Juventute gestohlen hatte. Sie waren nie im Archiv und deshalb nicht zensuriert. Es ist wichtig, diese Geschichte immer wieder zu erzählen. Das ist das Einzige, was wir tun können.

Der Staat hat sich mehrmals bei den Opfern entschuldigt, aber die Opfer der Zwangsmassnahmen leiden immer noch?

Alle zehn Jahre entschuldigt sich mal wieder jemand. Das genügt nicht. Und damit wiederholt sich die Geschichte für die betroffenen Opfer. Und jetzt kommen Menschen, die als Kinder und Jugendliche in Institutionen traumatisiert wurden, im Alter womöglich wieder in eine Institution und werden dort retraumatisiert. So erging es Mariella Mehr. Sie ist mit über 70 abermals aus Heimen ausgerissen. Mit viel Mühe fand ihr Sohn zusammen mit einer

Sozialarbeiterin schliesslich einen Platz in einer Institution, in der man auf sie einging und in der sie es aushielt. Das war Glück und viel Engagement zu verdanken, aber sicher nicht der Entschuldigung einer Bundesrätin.

Der Staat entschuldigte sich nicht nur, er zahlte auch Wiedergutmachungen. Das läuft auch jetzt noch.

Ich finde es bezeichnend, dass man unter Wiedergutmachung eine Geldzahlung versteht. Mit der Auszahlung von Schmerzensgeld ist überhaupt nichts gutgemacht. Wiedergutmachung würde für mich bedeuten, dass die Verantwortlichen zur Verantwortung gezogen würden. Deshalb ist die Wiedergutmachung ein Etikettenschwindel. Der Staat kauft sich von der Verantwortung frei und von der Pflicht, aus der Geschichte zu lernen. Anders kann ich mir nicht erklären, dass bei der Auszahlung dieser sogee-



FOTOS: PALMA FIACCO



nannten Wiedergutmachung eine ähnliche Bürokratie aufgezo-gen wird wie jene, die die Menschen missbraucht hat: Die Opfer müssen beweisen, dass sie so stark gelitten haben, dass sie es verdienen, 25 000 Franken zu erhalten. Dafür müssen sie Formulare ausfüllen und minutiös belegen, wie sie gelitten haben. Sie müssen ihre Geschichte noch einmal durchgehen. Damit retraumatisiert der Staat sie einfach wieder. Es kommt hinzu, dass das Formular dann irgendwo in der anonymen Maschinerie des Bundesamts für Justiz verschwindet und schliesslich irgendwann positiv oder negativ beantwortet wird. Wieder stehen die Betroffenen vor einem gesichtslosen Apparat, wieder übernimmt niemand Verantwortung.

Es gab einerseits die Zwangsmassnahmen, die behördlich gewollt waren. Die Gewalt fand jedoch in der Umsetzung statt?

Die Übergriffe fanden in den Institutionen statt, die die Entscheide der Behörden umzusetzen hatten: in Pflegefamilien, Heimen, Kliniken, Gefängnissen. Solche Institutionen gibt es heute noch, teilweise sind es dieselben. Ich habe Menschen interviewt, die in den letzten 15 Jahren fürsorgerische Unterbringungen erlebt haben. Diese Geschichten sind vielleicht nicht ganz so krass wie früher, aber unser System verursacht immer noch Leiden.

Was muss gute Soziale Arbeit aus der Geschichte lernen?

Soziale Arbeit ist sehr herausfordernd, wenn man sie ernst nimmt. Es ist ein schwieriger Job mit einer hohen Verantwortung. Dieser müssen Sozialarbeitende gerecht werden. Bloss einer sogenannten Menschenrechtsprofession anzugehören, reicht noch lange nicht aus. Sozialarbei-

tende sollten sich schon aktiv für die Rechte der Menschen einsetzen.

Was für eine Soziale Arbeit braucht es?

Sozialarbeitende müssen die Macht, die sie haben, bewusst und reflektiert einsetzen und nicht bloss Regeln und Richtlinien befolgen. Soziale Arbeit bedeutet auch, das System herauszufordern, zu versuchen, es von innen zu ändern. Natürlich ist es in der wirtschaftlichen Sozialhilfe bequemer, den vorhandenen Ermessensspielraum nicht auszuschöpfen und in vorseilendem Gehorsam möglichst wenig Geld auszugeben. Aber das ist nicht Soziale Arbeit, wie ich sie verstehe. Sich zu engagieren, zu exponieren, zu argumentieren gehört schon dazu. Die politischen Behörden können dann immer noch entscheiden, wie sie wollen.

Gute Sozialarbeit heisst für die Politik in erster Linie, weniger Geld auszugeben.

Das ist falsch. Das Geld sollte mit einer längerfristigen Perspektive ausgegeben werden. Kurzfristiges Sparen ist kurzfristig. Nehmen wir die fürsorgerischen Zwangsmassnahmen: Diese wurden häufig ergriffen, weil die Gemeinden aus finanziellen Gründen ihre Armutsbetroffenen loswerden wollten. Den Staat ist dies am Ende teurer zu stehen gekommen, als wenn die Gemeinden ihre soziale Verantwortung wahrgenommen hätten, denn die Heime, Gefängnisse und Kliniken kosteten mehr. Im Fall von Christian Mehr wäre es viel billiger gewesen. Er wäre dann nicht misshandelt worden. Die körperlichen Folgen davon sind bei ihm so gravierend, dass er heute noch praktisch jede Woche behandelt werden muss. Das Beschämende ist, dass die Krankenkasse in seinem Fall immer noch versucht, möglichst wenig zu bezahlen. Auch hier will sich der Staat aus der Verantwortung schleichen.

Gibt es etwas, das Sie aufgrund dieser Erfahrungen Ihren Studierenden mitgeben möchten?

Die meisten von uns sind in der Tendenz eher systemkonform, zumal wir in der Schweiz sozialpolitisch gesehen nicht in der schlechtesten aller möglichen Welten leben. Trotzdem sollten wir kritisch und selbstkritisch bleiben. Diese Einstellung möchte ich meinen Studierenden mitgeben. ■

Das Gespräch führte Ingrid Hess
Redaktionsleiterin